

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Darum hat auch Jesus, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draußen vor dem Tor. So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Liebe Gemeinde,

draußen vor der Tür – da findet im gleichnamigen Drama Wolfgang Borcherts der Protagonist Beckmann nicht mehr ins Leben zurück. Gerade aus russischer Kriegsgefangenschaft entlassen, noch voller traumatischer Bilder im Kopf, irrt er in der fremd gewordenen Heimat von Haus zu Haus, sucht Geborgenheit, sucht Entlastung von drückender Verantwortung, von Schuld, sucht Wahrheit, sucht einen liebenden Gott.

Vergebens – Beckmann bleibt ohne Antworten. Er wird kaltherzig abgewiesen, verlacht, Türen schließen sich vor ihm, und Gott ist ein stammelnder, hilfloser alter Mann.

Draußen vor der Tür – da sehe ich Hunderte, Tausende Afrikaner die in den Wäldern um die spanischen Exklaven Ceuta und Melilla verharren, um irgendwann, irgendwie den haushohen Zaun zu überwinden, der sie von Europa, dem gelobten Land trennt.

Draußen vor der Tür, da sehe ich ungezählte, überladene Flüchtlingsboote auf dem Weg nach Lampedusa – und ich sehe die, die draußen sind, obwohl sie körperlich „drinnen“ sind. Männer und Frauen, die seit langem keine Arbeit mehr haben, und auch keine Hoffnung mehr, je wieder eine zu finden. Ihre Kinder, deren Vorbereitung auf's Leben um die Frage nach Hartz IV kreist. Sinti und Roma sehe ich, auf den Plätzen und Straßen unserer Stadt, aber doch draußen, außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft

Draußen vor dem Tor, da hat Christus gelitten am Kreuz. Außerhalb der Mauern der Stadt, aber für alle gut sichtbar, einen qualvollen und einen für jüdisches Verständnis schändlichen Tod am Kreuz. „Verflucht ist, wer am Holz hängt.“

Und dahin, nach draußen vor dem Tor, schickt nun uns der Hebräerbrief. „Lasst uns nun zu ihm hinausgehen und seine Schmach tragen.“

Hinaus zum Gekreuzigten - und hinaus zu allen seinen geringsten Brüdern und Schwestern, den Bettlern, den Fremden, den „Leistungsschwachen“ - zu all denen, bei denen wir eigentlich lieber nicht wären...

Das ist ungemütlich. Hier drinnen ist's schöner. Jetzt im Gottesdienst, oder nachher in der Matinée, die zum einem einem berühmten Sohn der Stadt – Bert Brecht – gewidmet ist, zum anderen aber auch die bildungsbürgerliche Bedeutung unserer St.-Anna-Kirche ins rechte Licht rückt. Da ist's nicht nur schöner, da ist es auch bequemer.

Es sich bequem irgendwo einzurichten – das war nicht die Sache des Autors des Hebräerbriefes. Christsein, das bedeutete für ihn, Teil des wandernden Gottesvolkes zu sein. In seiner Wahrnehmung charakterisiert das die Geschichte Gottes mit Israel und seinen Ahnherrn: immer wieder auf dem Weg sein, immer wieder Vertrautes, Bequemes hinter sich zu lassen und neu aufzubrechen. Unterwegs sein mit und im Vertrauen auf die Gegenwart Gottes, der seinem Volk vorausgeht. Abraham und Mose, „die“ beiden Patriarchen Israels, sind für ihn vor allem Männer auf dem Weg, sein Heiligtum ist das Zelt, in dem die Israeliten während ihrer Wanderschaft die Bundeslade mit den Gesetzestafeln beherbergten – und nun sieht er auch sich und seine Glaubensgenossen im Lager, in einer provisorischen Heimat. Richtet euch dort nicht ein, sondern macht euch von dort aus immer wieder auf den Weg, das ist seine Botschaft.

Denn Gott ist nicht im Lager. Der ist draußen, und bei den Menschen, die draußen sind. Draußen sein müssen. Draußen vorm Lager, da ist sieht er das Kreuz Christi. Und dort sieht er den Platz der Christen und Christinnen.

Draußen vor dem Tor – da hat in der Erzählung Jesu sich der Samariter um den Hilfsbedürftigen gekümmert, der unter die Räuber gefallen war. Eine liebe Geschichte, die uns lieb ist, und ein bisschen wie der Samariter versuchen wir alle auch irgendwie zu sein – nicht wahr?

Doch ich glaube, im Hebräerbrief geht es um etwas anderes als um christliche Hilfsbereitschaft, wie sie von der Diakonie geleistet wird, wie auch wir in der Gemeinde sie im Rahmen unserer Möglichkeiten auszuüben versuchen. „So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen.“ Die Schmach Jesu zu tragen, darum geht es dem Verfasser des Briefes. Das ist nicht, was der Samariter getan hat. So vorbildlich wie der sich kümmert, wird er zum Vorbild, und würden wir ihm irgendwo begegnen, würden wir ihm unseren Respekt und unsere Bewunderung zollen. Moderne Samariter bekommen Auszeichnungen verliehen, die tragen und die leiden keine Schmach.

„Seine Schmach tragen“ - das beginnt wohl jenseits ehrenamtlicher oder professioneller Bemühungen, aus einer wohldefinierten Distanz heraus das Schicksal benachteiligter Menschen oder Gruppen von Menschen zu verbessern. So wichtig das ist, so sehr wir uns beispielsweise in Anna darum bemühen, uns für die Flüchtlinge auf Gemeindegebiet oder für Bedürftige stark zu machen – eines anderen Schmach tragen, das meint wohl mehr mit als für jemanden zu sein. Beim Geschmähten, beim Ausgegrenzten zu bleiben, auch und gerade dann, wenn mehr nicht möglich ist, als da zu bleiben.

Ich bin gespannt und freue mich nachher auf die Matinée zu „Brechts Bach in Anna“, und das Karfreitagskonzert des Hilliardensembles habe ich dick und rot in meinem Kalender stehen – doch Veranstaltungen wie diese, auf die wir zu recht stolz sind, die uns auch immer wieder eine Menge Besucher und öffentliche Aufmerksamkeit beschern, die können immer nur ein Aspekt unseres Gemeindelebens sein.

Wenn wir uns als Gemeinde gesagt sein lassen, was der Hebräerbrief uns heute zu sagen hat, wenn wir uns tatsächlich auf den Weg machen wollen, aus dem Lager raus unters Kreuz, um dort „seine Schmach“ zu tragen, dann fallen mir zwei Kriterien ein, an denen wir werden erkennen können, wie wir auf diesem Weg vorankommen.

Das eine: wenn heute ein Augsburger nach „St. Anna“ gefragt wird, dann wird ihm mit großer Wahrscheinlichkeit Martin Luther einfallen. Und dann Bach, die Matthäuspassion, wahrscheinlich auch das Evangelische Forum. Ich würde mir wünschen, dass sich irgendwann mit dem Namen unserer Gemeinde genauso selbstverständlich auch andere Assoziationen verbinden: die Flüchtlinge, die Bettler, die Obdachlosen in unserer Stadt. Dass diese Assoziationen sich einstellen, weil wir wahrgenommen werden als solche, die dort nicht nur engagiert, ehrenamtlich und professionell Hilfe leisten, sondern die es bei diesen Menschen auch einfach aushalten. Und mit ihnen deren Elend. Als unsere „Tochter“ die Kirchengemeinde in Göggingen vor zwei Jahren ihr 100jähriges Gemeindebestehen feierte, organisierte sie auch ein großes Festmahl mit all den Menschen „von den Straßen und Gassen der Stadt.“ Einer der Teilnehmer meinte hinterher, dass es da dann schon auch mal an der einen oder anderen Stelle streng gerochen habe, das müsse man dann eben aushalten. Und ich glaube, genauso ist es. Der anderen Schmach mittragen, das heißt auch, die Not mitzutragen, die darin besteht, dass da Menschen beginnen, sich selbst zu vernachlässigen.

An der Seite der Geschmähten auszuharren, das ist das eine. Das andere wäre wohl, irgendwann das „wir“ und das „die“ zu überwinden. Nicht mehr als gutsituierte Kirchengemeinde dieses oder jenes für „die“ zu tun, sondern mit diesen geringsten Brüdern und Schwestern Jesu auch so umzugehen. Wie man mit Geschwistern halt umgeht, auf dass sie erfahren wir haben hier unseren Platz, hier ist - auch für uns - gut sein.

Ich gebe zu, mir fehlt dazu das konkrete Bild. Vielleicht sind wir dazu nicht die Gemeinde? Aber rausgehen aus dem Lager, vor das Tor, und dort eines anderen Schmach tragen – was hieße das sonst, wenn nicht, sich ganz auf diesen anderen und seine Not einzulassen, sie zur eigenen werden zu lassen?

Und wenn wir mit dieser einstweilen offenen Frage doch nach Wegen suchen zu mehr Begegnung, wenn wir überwinden, uns und Grenzen, dann nicht, weil es eine besondere christliche Tugend wäre, im Leid, und sei es das Leid des anderen zu verharren. Im Gegenteil – weil es unser christlicher Glaube ist, dass das Leid nicht das letzte Wort haben wird, können wir versuchen, in Ansätzen die Zukunft vorwegzunehmen, auf die wir hoffen. Wir haben hier hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir, heißt das im Hebräerbrief.

Das ist unsere Hoffnung von Ostern her. Mit Jesu Auferstehung lebt auch die Hoffnung auf Gottes Reich, das uns von ihm her zukommt. Weil wir den neuen Himmel erwarten und die neue Erde, in der kein Leid mehr sein wird, und kein

Geschrei und keine Tränen, gerade deswegen brauchen wir vom Leid im hier und jetzt nicht die Augen zu verschließen.

So wenig die Musik, die hier in Anna erklingt, ewigen Bestand haben wird, so sicher diese Kirche irgendwann einmal nicht mehr sein wird, so gewiss dürfen wir sein, dass Leid und Not, Krieg und Ungerechtigkeit, Armut und Verzweiflung nicht ewig sein werden. Denn Gott wird die Tränen abwischen, er wird Gerechtigkeit werden lassen und Frieden.

Das liegt nicht in unserer Macht – aber weil wir Hoffnung haben, wissen wir auch: kein Leid, keine Ausgrenzung und keine Schmach ist unabänderlich. Und ein Vorschein dessen, worauf wir hoffen, wird Wirklichkeit, wo Menschen sich berühren lassen. Wie Christus sich hat berühren lassen, wie er fremde Not zu seiner hat werden lassen. Weil darin Achtsamkeit steckt, Liebe, und das Zeichen: Ich sehe dich. Ich sehe deine Not. Und mag sie dich auch entstellt haben – ich erkenne in dir doch meinen Bruder und meine Schwester. Und ich denke, wo immer das geschieht, da wird mitten unter uns ein Stück Himmel Wirklichkeit.

Amen